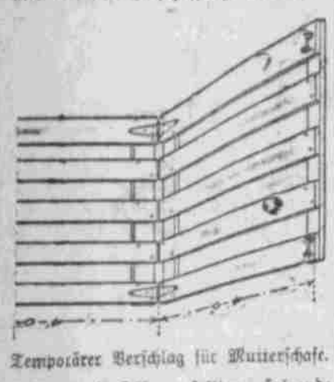
Weiteres über die Schafzucht.

Es herrschte früher allgemein die Ansicht vor, daß das Wollkleid den Schafen vollkommen genügenden Schutz für den Winter biete. Dies würde wohl auch der Fall sein, wenn das Fell und die Wolle stets trocken gehalten werden könnte. Allein dies ist ohne ein schützendes Dach nicht möglich, und wenn ein Vließ einmal naß geworden ist, nimmt es geraume Zeit, bis es wieder trocken wird, besonders bei kaltem Wetter. Die Nässe aber schadet der Gesundheit der Tiere erheblich. Bei den klimatischen Verhältnissen der meisten unserer Staaten ist daher eine Art von Behausung für die Schafe notwendig und bei der Beschaffung und Her-



Temporärer Verschlag für Mutterschafe.

stellung derselben sollten folgende Hauptpunkte berücksichtigt werden: Die Stallung sollte auf einem Stück Land angelegt werden, das wenn möglich nach allen Seiten, zum wenigsten aber nach Süden und Osten, abfällt, und die Vorderseite sollte die den Winterstürmen am wenigsten ausgesetzte sein. Die Fußböden müssen trocken, und für Ventilation hinreichend gesorgt sein, ohne daß Zugluft entsteht, ebenso für reichlich Licht. Für die verschiedenen Arten von Schafen sollten besondere Verschläge hergerichtet werden. Die Türen sollten eine genügende Breite haben, damit sich die Tiere nicht drängen, und sollten nur bei sehr rauher Witterung geschlossen werden. Die Ecken der Pfosten und Balken sollten möglichst abgerundet sein, damit die Schafe sich nicht die Wolle daran abreiben. Die Quartiere sollten nicht zu warm gehalten werden, da sonst die Tiere leicht Erkältungen ausgesetzt sind. An andere Stallgebäude angelehnte Schuppen sind hinreichend für eine kleinere Herde; wo aber ein besonderer Schafstall gebaut wird, ist es ratsam, einen Lagerraum für Rauhfutter, Getreide und Wurzelfutter vorzusehen. Der Stall sollte im Laufe des Winters mehrere Male gereinigt werden. Als Streu ist Weizen- oder Haferstroh am empfehlenswertesten; Sägespäne sind verwerflich, weil sie sich leicht in der Wolle festsetzen und beim Scheren der Wolle Schwierigkeiten bereiten. Befindet sich der Heuboden über dem Schafstall, so muß der Fußboden sehr dicht sein, damit der Heusamen und Staub nicht auf die Tiere herunterfallen.

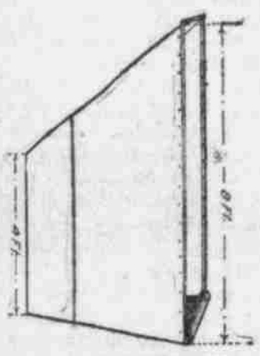
Trächtige Schweine müssen von der übrigen Herde getrennt gehalten werden. Sie bedürfen einer besonderen Pflege und Fütterung, sowie viel Bewegung. Weiße Rüben und Steckrüben sind das beste Wurzelfut-

Schere zum Beschneiden der Füße.

ter, außerdem ist gute Ensilage sehr empfehlenswert, neben Hafer und Kleie. Trächtige Schweine mit Mais zu füttern ist nicht ratsam, weil sie dann zu viel Fett ansetzen. Nach dem Wurf sollte das Mutterschaf mit seinem Lamm oder seinen Lämmern auf ein paar Tage in einem besonderen Verschlag zusammen eingesperrt werden, damit die letzteren nicht von der Mutter entfremdet werden. Temporäre Verschläge können zu diesem Zweck ohne große Mühe aus leichtem Material hergestellt werden. Sie bestehen aus zwei Seiten, die durch Angeln mit einander befestigt sind, und in einer Ecke des Stalles mittels Haken aufgestellt werden (Siehe erste Abbildung). Eine Reihe solcher Verschläge kann auch, wenn nötig, längs einer Seitenwand des Stalles angebracht werden. Sie haben den Vorteil, daß sie nicht viel Raum fortnehmen und und weggesetzt werden können, wenn sie nicht gebraucht werden. Dennoch sind für die Dauer hergestellte Separaträume den temporären vorzuziehen, weil sie, mit dichten, undurchbrochenen Bretterwänden versehen, das Mutterschaf und die Lämmer vollständiger von den übrigen Tieren abschließen.

Die Futtermenge des Mutterschafs sollte nach dem Wurf allmählich erhöht werden, die Getreideration auf etwa zwei Pfund per Tag. Nachdem die Tiere auf die Weide getrieben sind und das frische Gras ziemlich abgeweidet wurde, hat es, so weit die Lämmer in Betracht kommen, wenig Zweck, die Mutterschafe noch besonders mit Getreide zu füttern; der einzige Unterschied liegt darin, daß die Mutterschafe dann nicht so viel Fleisch verlieren. Nur wenn im Sommer die Weide kahl und ausgedörrt ist, wird es vielleicht nötig sein, für besonderes Futter zu sorgen. Unter gewöhnlichen Verhältnissen wird das Scheren der Mutterschafe nach dem Wurf vorgenommen, sowie vor dem Austreiben auf die Weide, da sonst die Wolle unnötigerweise beschmutzt wird und die Mutterschafe auch draußen bleiben, wenn das Wetter für die Lämmer zu rauh ist. Das Scheren vor dem Wurf ist nur da ratsam, wo die Geburt des Lammes zu spät eintritt.

Zu einer sorgfältigen Pflege der Schafe gehört auch das Beschneiden der Füße, d. h. das Entfernen des überflüssigen Teils der äußeren harten Schale. Hierbei muß indes acht gegeben werden, daß man nicht zu weit schneidet und keine weichen Teile trifft. Ein sehr passendes Werkzeug für diesen Zweck ist eine Art Baumschere, wie sie hier abgebildet ist und wie sie auch zum Stutzen der Schwänze der Lämmer verwandt wird. Hat man keine solche Schere zur Hand, so tut auch ein scharfes Messer die erforderlichen Dienste. Kurz vor oder noch dem Scheren ist die beste Zeit zum Beschneiden der Füße.



Wonne für Desinfektionsbäder.

Nicht nur die Mutterschafe, sondern die ganze Herde sollte gleich nach der Schur in einer desinfizierenden Lösung, zur Vernichtung von Zecken, Läusen, Schorf und allen Haut-Schmarotzern, gebadet werden, doch darf dies nicht in zu heißem, noch zu kaltem Wetter geschehen. Wenn dieses Bad gegeben wird, solange die Wolle noch kurz ist, ist die Wirkung eine schnellere und gründlichere. Es sind eine Anzahl solcher Desinfektionsmittel im Markt, die von der Bundesbehörde als wirksam anerkannt werden. Ist die Herde stark von Ungeziefer geplagt, so ist es nötig, die Badeprozedur zweimal vorzunehmen, und zwar mit einem Zwischenraum von zehn bis vierzehn Tagen. Die dabei verwandten Wannen sind aus galvanisiertem Eisen, Konkrete oder Holz hergestellt. Für eine nicht zu große Herde ist eine kleine Badewanne, wie sie hier abgebildet ist, vollkommen zweckentsprechend.

* * *

Das Schweineschlachten.

Zum Schweineschlachten wähle man einen recht kalten Tag, weil dann Fleisch und Fett schneller steif werden und sich eher verarbeiten lassen. Vor dem Schlachten gebe man dem Tiere 24 Stunden lang kein Futter, um dadurch das Reinigen der Därme zu erleichtern. Man lasse das Schwein einen Tag vor dem Wurstmachen töten und zerteilen. Die Därme können dann besser auswässern und man gewinnt Zeit, das Fleisch in Ruhe zu sortieren und beiseite zu schaffen. Das zum Pökeln bestimmte Fleisch salze man mit Salz tüchtig ein, packe es fest in das Gefäß, worin es pökeln soll, und stelle dieses an einen kühlen Ort. Nach zwei Tagen koche man ungefähr 4 Gallonen Wasser und gieße dieses über 2—3 Pfund Salz in einen Eimer. Sobald die Pökellake erkaltet ist, gieße man sie auf das eingesalzene Fleisch. Dieses Quantum ist für ungefähr 100 Pfund Fleisch und Speck berechnet. Alle 3—4 Tage lege man das Fleisch um, so daß das unteinliegende nach oben kommt, und begieße es oft.

Die blutigen Teile des Schweines wässere man ein, ehe sie in den Kessel kommen. Dann lasse man alle Fleischstücke und Schwarten, die zur Kochwurst verwendet werden sollen, in einem Kessel bei langsamem Feuer weich kochen. Die vorher eingewässerte Leber dreht man roh so oft durch die Fleischmaschine, bis sie durch ein Sieb gestrichen werden kann. Das weichgekochte Fleisch nimmt man aus dem Kessel und legt es in klares, kaltes Wasser, um sogleich die Knochen daraus zu entfernen. Ist das Fleisch ganz starr, so kann es zur Wurst verarbeitet werden.

Die größte Sorgfalt beim Schweineschlachten beanspruchen die Därme. Nachdem sie gereinigt sind, müssen sie tüchtig mit Salz abgerieben und in kaltes Wasser gelegt werden. Letzteres muß man häufig erneuern. Die Därme müssen auch sauber geschleimt werden. Dabei ist zu beachten, daß sie nicht zerreißen. Vor dem Füllen legt man die Därme in warmes Wasser. Um das Platzen derselben zu verhüten, fülle man sie nur dreiviertel voll, da die Leber und das Blut beim Kochen quellen und die Därme sich zusammenziehen. Die Wurstbrühe darf nur langsam kochen; sobald sie stärker zu wallen beginnt, gieße man vorsichtig etwas Wasser nach oder man öffne die Ofentür.

Um sich davon zu überzeugen, ob die Würste gar gekocht sind, stiche man von Zeit zu Zeit mit einer Stricknadel oder Speilspitze durch den Darm; tritt Blut oder Füllmasse heraus, so ist die Wurst gar. Nachdem Herausnehmen derselben zieht man die Wurst durch kaltes Wasser und legt sie nebeneinander auf ein Brett. Damit die Leberwurst eine helle Farbe annimmt, läßt man sie zwei Stunden in kaltem Wasser liegen.

Die Dauerwurst hält sich am besten, wenn man sie in sogenannte Schlußdärme füllt. Man läßt sie erst einige Tage in einem kühlen Raume hängen, wo sie aber nicht gefrieren darf. Danach wird sie etwa eine Woche lang gelindem Rauche ausgesetzt.

* * *

Pflege der Zimmerpflanzen.

Grundregel für praktische Blumenpflege ist, daß den Pflanzen möglichst die Entwicklungsverhältnisse geboten werden, die sie bei ihrem Vorkommen in der freien Natur vorfinden, und zwar in bezug auf Erdreich, Wasser, Standort, Licht und Luft. Die Beschaffung des für die einzelnen Arten im gärtnerischen Betriebe vorgeschriebenen Erdreichs würde wohl für manchen Blumenliebhaber schwierig sein, da dasselbe oft aus den verschiedensten Erdarten: Mistbeet-, Kompost-, Heide-, Rasen-, Lehmerde usw. zusammengemischt wird, und es dürfte im allgemeinen genügen, eine lockere, humusreiche Laub- und Mistbeeterde, im Notfalle eine den Maulwurfshaufen entnommene Gartenerde zu verwenden, indem man diesen Erdarten je nach dem Bedürfnis der einzelnen Pflanzen Sand, Torfmull oder Erde, die man im Tannenwalde der Bodendecke entnimmt, beimischt. Sehr wichtig sind das Begießen und die Beschaffenheit des Gießwassers. Wann oder wie oft begossen werden muß, läßt sich ohne weiteres nicht sagen, es kommt dabei auf den mehr oder weniger sonnigen Standort, die Temperatur, Luftbewegung und den Entwicklungszustand der Pflanze an, und der aufmerksame Pflanzenpfleger kann die Notwendigkeit des Begießens von Fall zu Fall feststellen. Wenn die Erde grau und staubartig aussieht, und der Topf beim Anklopfen mit dem gekrümmten Finger hell und hohl klingt, dann ist eine Wassergabe nötig. Bei genügender Feuchtigkeit sieht die Erde dunkel aus, und der Topf gibt einen dumpfen Klang. Im Winter soll das Gießwasser möglichst die Temperatur der Zimmerluft haben. Hartes Brunnenwasser ist durch Zugabe von etwas Pottasche weichzumachen. Häufiges Bespritzen mit dem Tauspender im Sommer und Winter oder Abwaschen der Blätter mit einem Schwamm ist zu empfehlen. In der Regel sollen alle krautartigen und alle Blütenpflanzen alljährlich vor der Triebbildung, also gegen Ende der Winterruhe, umgepflanzt werden. Bei den größeren Blatt- und Dekorationspflanzen wie älteren Palmen, Oleandern, Jukkas usw. ist das Verpflanzen nur in mehrjährigen Zeiträumen nötig.

Die Hühner bedürfen eines warmen Nachtaufenthaltes, der namentlich dem Schnee und dem Zugwind den Eingang versagt. Nicht zu empfehlen sind geheizte Nachträume, da die Hühner darin verweichlicht werden und in der Produktivität heruntergehen, aber 40 Grad F. muß der Hühnerstall mindestens aufweisen, und dabei fühlen sich die voll befiederten Tiere auch völlig wohl. Da die Hühner im Winter viele Stunden hintereinander in dem Stoll verbleiben, muß dieser häufig ausgemistet oder mit Sand bestreut werden, damit die penetranten Ausdünstungen des Düngers gebunden werden. Auch ist dem Auftreten des Ungeziefers in verstärktem Maße entgegenzuarbeiten.

Spinnen als Wetterkünderinnen.

Eine wenig gewürdigte Eigenschaft dieser Insektenart.

Als Wetterpropheten waren die Spinnen schon im Altertum bekannt, und später schrieb der General Disjonval ein Buch voll Lob der Spinnen, das 1798 ins Deutsche übersetzt wurde. Der Genannte war 1787 in Militärdienste der holländischen sogen. Patrioten getreten, hatte aber insofern Malheur, als ihn die oranische Partei im Mai 1788 gefangennahm, festsetzte und bis zum Januar 1795 in Haft hielt. Während dieser Zeit beobachtete er die Tätigkeit der Spinnen. Er nennt die Spinnengesellschaft eine neufränkische Republik, größer und schärfer gegliedert als diejenige der Bienen und Ameisen. In gewissem Sinne hat er recht; denn in diesem Verbande frißt der Stärkere den Schwächeren regelmäßig auf, wie dies ja auch in der neufränkischen Republik bis zum Erscheinen des Oberkankers Napoleon geschah. Für Nutzung der Spinnen als Wetterpropheten stellt Disjonval folgende Regeln auf: Wenn die Radspinnen untätig bleiben, stellt sich gewöhnlich jenes widerwärtige Wetter ein, das durch die Barometer als Regen und Wind registriert wird. Fangen sie dagegen an, Speichenfäden zu spinnen oder Radien im Netze zu ziehen, legt sich in einigen Stunden der Sturm; reißen sie jedoch das Netz teilweise ein, um den Rest desselben zu sichern, so deutet dies auf vorübergehenden Wind.

Im allgemeinen behauptet Disjonval, daß, wenn die Kreuzspinnen fleißig arbeiten, schönes Wetter bevorstehe, täten sie es jedoch nur zögernd, sei auf veränderliche Witterung zu rechnen. Das Netz der Kreuzspinne ist sicher ein großes Kunstwerk, und doch zerstört es die Erzeugerin bei guter Witterung allnächtlich, frißt es auf und spinnt in der kaum glaublich kurzen Zeit von etwa einer halben Stunde ein neues. An den Winkelspinnen beobachtete Disjonval, daß sie bei gutem Wetter aus ihren Zelten heraussehen, ja, um so weiter daraus hervorkommen, je anhaltender solches zu erwarten ist; droht dagegen binnen 24 Stunden trübes Wetter, mit Regen, kehren sie sich um und schauen in ihr Zelt hinein. Durch diese Deutungen erlangte schließlich der gefangene Disjonval seine Freiheit wieder. Als 1794 Pichegru zur Unterwerfung der Orangisten in Holland einrückte, ging alles gut bis zu Anfang Dezember, zu welcher Zeit die Wege jedoch so grundlos wurden, daß der General an den Rückzug dachte. In diesem Moment ließ der Gefangene dem republikanischen Heer melden, daß auf Grund der seitherigen Beobachtung des Verhaltens seiner Spinnen ein Winter bevorstehe, der es nicht nur zum Meister aller Landstraßen, sondern auch der Flüsse machen werde. Der Inhalt seiner Mitteilungen bestätigte sich; denn schon zu Ende Dezember konnte die Waal, ein Mündungsarm des Rheins, überschritten werden. Am 16. Januar zogen die Franzosen in Utrecht ein, und der Wahrsager wurde aus seinem Kerker befreit.

Pflanzen aus der Sahara.

Von der Wüste machen sich die meisten Menschen, die mit ihr noch nicht in persönliche Bekanntschaft getreten sind, eine unrichtige Vorstellung. Längst nicht alle Flächen, die auf der Landkarte als Wüsten bezeichnet werden, sind so öde, daß sich in ihnen weder Tier noch Pflanze fände. Am allerwenigsten trifft diese Annahme auf die ganze Ausdehnung der großen saharatischen Wüste zu, die vielmehr manche Abwechslung der Bodengestaltung und auch der Bewachsung aufweist. Das Carnegie-Institut hatte im vorigen Jahre den Botaniker Dr. Cannon mit reichlichen Mitteln nach der Sahara entsandt. Diese Aufgabe hat sich nach dem jetzt erschienenen Bericht als weit lohnender erwiesen, als man hätte glauben sollen, zumal Dr. Cannon in der Lage gewesen ist, nach eigener Erfahrung Vergleiche zwischen den Verhältnissen der westlichen Saraha und der Wüste von Arizona in den westlichen Ver. Staaten anzustellen.

Die Reise des Naturforschers erstreckte sich über sechs Monate und mehr als 900 Meilen. Sie ging von Algier aus und richtete sich gerade auf die trockensten Teile des Gebietes. Unter Berücksichtigung der Verhältnisse des Klimas und des Bodens, sollte nun den Lebensgewohnheiten der vorhandenen Pflanzen nachgespürt werden. Die Beobachtungen haben gezeigt, daß die Sahara südlich von Algier noch weit trockener ist als die Wüste von Arizona. Insbesondere fehlen jener die fleischigen Pflanzen, und zwar die Kakteen, gänzlich, die in den nordamerikanischen Wüsten zum Charakterbild gehören. Das auffälligste Ergebnis der neuen Untersuchungen ist, daß die Pflanzen der Sahara, entgegen der bisherigen Annahme, weder eine tiefe, senkrecht nach unten gehende Zapfwurzel noch eine solche in wagerechten Fäden nahe der Oberfläche entwickeln, sondern ihre Wurzel in einer anderen Weise anlegen, die eine bessere Möglichkeit bietet, sich jeder Feuchtigkeit zu bemächtigen.

Indischer Gerichtstag.

Nach dem Englischen des Obersten M. Taylor von H. v. D.

Den schmalen Dschungelpfad entlang ritt eine dunkle Gesellschaft: „Thags" waren es, von der berüchtigten Sekte der Würger, und in ihrer Mitte befand sich ein Kaufmann, dem sie einen baldigen Tod zugedacht hatten. Der Führer der Bande, Emir Ali, träumte vergnügt von reicher Beute, als er im Gebüsch zu seiner Linken ein Tier sich bewegen sah. Im Augenblick hatte ein Hase seinen Weg gekreuzt. Er lachte und sagte zu sich: Jeder andere Hauptmann würde jetzt umkehren, als ob hundert Tiger hier auf ihn lauerten. Aber ich habe schon einmal erfahren, daß dies Vorzeichen nichts bedeutet. Wer wird mich aufhalten? Das Opfer ist mir verfallen.

Und so war es; sie hatten noch nicht eine Meile Weges zurückgelegt, da fand Ali den geeigneten Ort — und dort fiel der Kaufmann mit seinen beiden Dienern. Ali riß ihn vom Pferde und erdrosselte ihn; die anderen töteten die Diener; doch einer von diesen hatte vorher einen Würger verwundet. Der Thag war schwer verletzt, aber er atmete noch.

„Was sollen wir mit Amandi beginnen?" sagte der Führer zu den übrigen.

„Erlöse ihn von seiner Pein," antwortete ihm einer der Spitzbuben. „Er muß auf jeden Fall sterben; mitnehmen können wir ihn nicht."

Ali zog sein Schwert und näherte sich dem armen Teufel, der flehend zu ihm aufsah und zu sprechen versuchte. Doch Ali verhärtete sein Herz und durchbohrte den lästigen Spießgesellen, nahm ihm auch noch sein Geld weg und ließ ihn neben dem Kaufmann und seinen Dienern verscharren.

Die Ausbeute war reichlich; nachdem sie geteilt war, kehrten die Thags in ihre Heimat zurück. Dort traf Ali mit seinem angeblichen Vater zusammen, der ihn für den Beruf eines Thags erzogen hatte, und umarmte Weib und Kind. — Denn dort, in Dschalon, war seine wirkliche Tätigkeit nicht bekannt, und er lebte als geachteter, wohlhabender Handelsmann inmitten der kleinen Gemeinde.

Zwei Jahre gingen so in scheinbarem Frieden hin. Ali gedachte der „Thaggi" zu entsagen; denn er fürchtete, daß eines Tages sein Weib erfahren könnte, welch furchtbares Gewerbe er betrieben. Trübe Ahnungen suchten ihn heim, und endlich faßte er den Entschluß, nach der Verheiratung seiner Tochter mitsamt allen seinen Schätzen nach Delhi überzusiedeln.

Das einzige Ereignis so vieler Monate war das Erscheinen eines Engländers in Dschalon; er hatte zahlreiche Unterredungen mit dem Radschah, und es wurde die Nachricht verbreitet, daß ein Vertrag abgeschlossen worden sei, und daß jener sich in den Schutz der englischen Regierung begeben habe. Tatsächlich aber handelte es sich darum, der Thaggi und ihrer Macht einen vernichtenden Schlag zu versetzen.

Der Engländer hatte Dschalon verlassen, und sein Besuch geriet bald in Vergessenheit. Alis Tochter feierte ihre Hochzeit, und Freude erfüllte sein Haus. Da kam eines Mittags ein Bote des Radschah mit der Aufforderung, Ali und sein Vater möchten sich wegen einer dringenden Angelegenheit im Durbar einfinden. Vergebens entschuldigte sich Ali mit den Vorbereitungen zur Hochzeit. Der Bote wollte von keiner Entschuldigung hören, und da den beiden kein Ausweg blieb, gürteten sie ihre Lenden und folgten ihm zum Radschah.

Sie wurden durch eine Reihe von Höfen in die Audienzhalle geführt, wo der Fürst, umgeben von seinen Kriegern, in vollem Staate thronte. Nachdem sie ihre Schuhe am Eingang zurückgelassen, wollten sie sich mit der üblichen Begrüßung dem Hochsitze nähern, als sie sich plötzlich von beiden Seiten der Halle her überrannt, festgenommen und entwaffnet sahen. Vergebens suchte sich Ali zu wehren, vergebens trachtete er mit aller Kraft, die Häscher abzuschütteln.

Als er sich nicht mehr rührte, sprach der Radschah zu ihm:

„Ei, Emir Ali," sagte er, „was höre ich da von dir? Du sollst ein Thag sein, ein gemeiner Mörder? Kann das wahr sein von einem, der in Dschalon als ehrenwerter Kaufmann geachtet wurde? Was hast du zu erwidern? Sprich, Mensch, und entkräfte diese Anschuldigungen, wenn du es vermagst!"

„Radschah," sagte Ali, „ich weiß nicht, wer dein Gemüt gegen mich und die Meinen eingenommen hat; welcher Bürger dieser Stadt könnte ein Wort gegen mich sagen? Habe ich nicht stets ehrlich und offen mit allen, auch mit dir, Geschäfte betrieben? Habe ich nicht Dörfer verwaltet und sie, die wüst dalagen, blühend gemacht? Kann irgend jemand in dieser Versammlung behaupten, ich hätte ihm unrecht getan oder auch nur um ein Quentchen betrogen? Radschah, das kann keiner sagen; und warum also bin ich samt meinem alten Vater vor den Augen der Gemeinde entehrt und mitten in den Lustbarkeiten der Hochzeit aus unseren Häusern gerissen worden?"

„Nicht ich bin's, der dich beschuldigt," sagte der Fürst, „Gott allein weiß, ob das, was ich vernommen habe, wahr ist; aber es sind viel Zeugen aufgestanden wider dich und den alten Mann; sie sollen reden, und dann will ich eure Sache entscheiden. Sie mögen einer nach dem anderen Zeugnis ablegen — wir wollen die Angelegenheit offen vor aller Welt verhandeln."

Eine Pause war eingetreten, und aller Augen — es waren deren Hunderte — richteten sich auf die beiden. Ali blickte auf seinen Vater hin, um zu sehen, wie der die Lage auffaßte, doch er las keine Hoffnung in seinen Zügen; seine Willenskraft hatte ihn verlassen, und er sah einem überführten Verbrecher gleich, lange bevor er es in Wahrheit geworden. Er erwiderte den besorgten, bedeutungsvollen Blick seines Sohnes durch ein Starren, das aus stumpfer Gleichgültigkeit oder tiefster Angst hervorging; sein Anblick war jammervoll, denn sein würdiges Aeußere stimmte übel zu der schmachvollen Lage, in die er geraten war. Ali wandte sich von ihm ab und sah einen Mann hereintreten, bei dessen Erscheinen er fühlte, daß sein Schicksal besiegelt war.

Dieser Mensch war als Späher bei Alis Bande gewesen und hatte dann als Balti (Würger) an mehreren ihrer Verbrechen teilgenommen. Er hieß Suredsch, hatte schon unter Alis Vater das Handwerk ausgeübt und kannte daher jede Einzelheit in Alis Laufbahn. Er schilderte diese mit der größten Ausführlichkeit, erbot sich, die Orte zu zeigen, an denen Reisende ermordet worden waren, wußte noch, wieviel Beute man bei den verschiedenen Ueberfällen gewonnen hatte, und wies zuletzt auf Ali und seinen Vater als auf die größten Räuberhauptleute im Bundelthund, Männer, die jederzeit hundert oder mehr Leute ins Feld zu stellen vermochten, grausame Thags, die keine Gewissensbisse kannten. Er forderte Ali auf, Gegenbeweise zu bringen, und dieser brach unter den Beschuldigungen zusammen; denn die Wahrheit leuchtet ins Herz und überwältigt den Schuldigen. Am erbittertsten zeigte er sich gegen Alis Vater.

„Sieh ihn an, Radschah," rief er, „sieh auf diesen eisgrauen Missetäter! Man möchte denken, daß er in seinem hohen Alter aufgehört hatte, seine Mitmenschen ums Leben zu bringen! Doch dem ist nicht so. Innerhalb der letzten zwei Monate ist er von einem Raubzuge heimgekehrt, mit Beute beladen . . . und der letzte, den er erwürgt hat, war einer deiner Untertanen. O Radschah! Ein Mann, der von allen verehrt und geliebt wurde, und dessen verlassene Familie den Tag verfluchen wird, an dem ich hier seinen Tod gemeldet habe!"

„Einer meiner Untertanen!" rief der Radschah. „Sprich, laß dich durch keinerlei Bedrohung am Aussprechen der Wahrheit hindern!"

„Ich fürchte nichts, o Radschah. Kanntest du Jeswurt Mul, einen der angesehensten Männer von Dschalon? Er ist tot, und dieser Greis hier sah zu, als er unter dem Rumal (Tuch) des Würgers mit dem Tode rang!"

Ein Schauder ging durch die Versammlung; keiner fühlte sich mehr in Sicherheit, alle flüsterten aufgeregt und ängstlich: „Jeswurt Mul ermordet!" Der Radschah saß schweigend auf seinem erhöhten Platz, dann fragte er kurz und heftig: „Du sahst die Tat?"

„Ich nicht, Maha Radschah; aber laß Bodhi kommen, er weiß alle Einzelheiten des Mordes."

Bodhi! Jetzt wußte Ali, daß alle Hoffnung vergebens war. Bisher hatte er sich durch den Gedanken aufrecht erhalten, daß die Anschuldigung in diesem Falle aus der Luft gegriffen sein könnte, um so mehr, da sein Vater ihm gegenüber nichts von dem Schicksal des Großkaufmanns Jeswurt Mul erwähnt hatte. Doch Bodhi war der Führer der Lughais (Einscharrer) und hatte wohl dem Opfer sein Grab gegraben.

Bodhi erschien in Ketten, und erst als er in der Mitte der Versammlung stand, sah er Ali und seinen Vater als gefesselte Verbrecher vor sich. Er fuhr zusammen; Alis Vater hatte ihn mit Wohltaten überhäuft, obwohl er einem fremden Glauben anhing. Atemlos warteten die Angeklagten auf seine ersten Worte. Doch bevor er sprechen konnte, wandte sich der Radschah an ihn:

„Elender Bube! Dein Leben ist dir geschenkt worden, unter der Bedingung, daß du die Wahrheit sprichst und alle Schandtaten, deren Zeuge du gewesen bist, ausführlich mitteilst; dies haben dir die Engländer versprochen. Wenn du die Bedingung erfüllst, so ist es gut; sonst wird dich kein Engländer davor bewahren, daß ich dich von einem meiner Elefanten zu Tode schleifen lasse. Beim Ganges! Das Tier wird bald Beschäftigung finden. Laßt ihn herbeiholen und haltet die Ketten bereit! Und nun, was weißt du von Jeswurt Mul, der hier meine Privatgeschäfte zu führen pflegte? Nur ein offenes Bekenntnis kann dich retten!"

Tiefes Schweigen. Der alte Ali blickte flehend auf Bodhi, er zitterte an allen Gliedern, und große Schweißtropfen standen in seinem Gesicht.

Noch zögerte Bodhi; dann wandte er sich an den Fürsten und sprach: „Möge ich dein Opfer sein, o Radschah! Von anderen Morden kann ich dir erzählen, aber von diesem weiß ich nichts!"

„Nun gut!" rief der Herrscher. „Siehe, der Schatten der Veranda nähert sich meinem Sitze; wenn er ihn berührt, sollst du sterben!"

Aller Augen richteten sich auf den langsam vorrückenden Schatten. Noch blieb eine Handbreit Lichts, und der Thag starrte darauf hin, als ob ihn der Blick eines Tigers gebrannt hätte. In den Zügen des alten Mannes arbeitete die wildeste Todesangst.

„Narr!" rief ein anderer Ankläger. „Willst du dein Leben für jene opfern, die schon des Todes sind?!"

Diese Worte retteten den Ueberläufer.

„Vergib, o mächtiger Fürst!" rief er aus. „Ich habe gelogen. Jeswurt Mul ist ermordet; diese Hunde gruben ihm sein Grab und trugen seinen Körper dorthin, während er noch warm war."

„O Gott! O Sita und Rama!" schrie der Fürst in wildem Zorn. „Mein armer Freund ist tot?" Er vergoß Tränen; dann ermannte er sich. „Sprich weiter, Unseliger!"

Bodhi schilderte das Verbrechen ausführlich und schloß mit den Worten: „Betrachte die Hand des Bandenführers! Er trägt den Ring, den er vom Finger des Ermordeten gezogen hat. Du, o großer Fürst, wirst ihn erkennen!"

Sie rissen dem alten Thag den Ring vom Finger, und man fand Jeswurt Muls Namen auf der Innenseite des goldenen Reifs.

„Genug!" rief der Radschah. „Ich könnte diesen Diamanten unter Tausenden erkennen. Fort mit ihm! Kettet ihn an den Elefanten, laßt ihn durch die Stadt schleppen und überall ausrufen, daß er ein Thag ist!"

„Halt!" rief einer der Räte. „Wir wollen erst hören, o Fürst, was der Mann etwa zu seiner Verteidigung vorzubringen vermag."

„Sprich!" wandte sich der Fürst an den Angeklagten. „Sprich, Elender!"

Da erwachte der Stolz des alten Räubers, und er zitterte nicht länger, sobald er den gewissen Tod vor Augen sah. Dieser Fanatiker rühmte sich noch der Sache, um derentwillen er sterben sollte. „Ja!" rief er, indem er sich hoch aufrichtete und mit glänzenden Augen umherblickte. „Ich verschmähe es, mit einer Lüge auf den Lippen zu sterben. Ich habe den Jeswurt Mul getötet, weil er ein Schurke war, ebenso wie du einer bist, o Radschah! weil er die Thags gebrauchte, ohne sie zu entlohnen, und — gleich dir — ihnen jede Rupie abpreßte. Ich habe Hunderte ermordet, die Allah mir in die Hand gab, doch keinen tötete ich mit solcher Befriedigung wie diesen deinen Freund! Ihr waret Schuldgenossen, und du weißt es! Was kümmert es einen Greis, ob er etwas länger leben darf? Seine Freuden sind hin, sein Dasein gereicht ihm zur Last. Dich, o Radschah, wird die Göttin Kali zur Verantwortung ziehen, da du ihren Jünger vernichtest! Mein Blut komme über dein Haupt! Du hast mich betrogen, hast Zinsen von meiner Beute genommen und den Ertrag meiner Taten geerntet. Allah wird dich in die Hölle stoßen und Kali sich deiner Qualen freuen!"

Der Radschah, dessen Gewissen nichts weniger als rein war, geriet in die entsetzlichste Wut. „Knebelt ihn! Schlagt ihm mit einem Schuh auf sein Lügenmaul!" schrie er. Schaum trat ihm auf die Lippen. „Hinweg mit ihm, und laßt den Sohn Zeuge seines Todeskampfes sein!"

Sie schleppten beide hinaus, doch der Schritt des alten Thag war fest und ruhig, während sich Ali vergebens seiner Peiniger zu erwehren suchte.

„Ein Wort, Vater!" rief er diesem zu. „Sprich ein Wort zu deinem Sohne!"

Der Alte wandte den Kopf, Tränen standen in seinen Augen. „Du weißt, daß die Wonnen des Paradieses den Gläubigen erwarten. Du bist nicht mein Sohn! Doch ich habe dich wie einen Sohn geliebt. Möge Allah dich beschützen! Räche mich!" fügte er in der Ramassisprache hinzu. „Melde den Engländern die Grausamkeit dieses Ungeheuers, und wenn er von seiner Höhe gestürzt ist, wird meine Seele im Paradiese frohlocken!"

Man legte dem alten Thag eine Kette um die Hüften und fesselte ihn so an den rechten Vorderfuß des Elefanten. Der Mahut schlug mit seinem Stab auf den Kopf des gewaltigen Tieres, das mit lautem Trompeten vorwärts stürmte. Nach wenigen Schritten war der greise Fanatiker von seinen Qualen erlöst.

Sein Pflegesohn wurde in einem Käfig dem Sonnenbrande ausgesetzt, Frau und Tochter auf die Straße geworfen. Dann wurde er gebrandmarkt und entlassen. Er schloß sich einer Räuberbande an, fiel dann in die Hände der Engländer und wurde als Kronzeuge begnadigt. Der Radschah starb am Aussatze.